

nung der Hochschulen mit dem durch die Verfassung garantierten liberalen Bürgerrecht auf Bildung zu vereinbaren ist.

*Manfred Stock (Wittenberg)*

**Steffani Engler: „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. UVK, Konstanz 2001. 488 Seiten, ISBN 3-89669-809-5, €39,-**

Steffani Engler fragt in ihrer soziologischen Habilitationsschrift, was das Konzept ‚Persönlichkeit‘ für das Funktionieren von Wissenschaft bedeutet. Die ‚wissenschaftliche Persönlichkeit‘ könne nicht einfach als gegeben vorausgesetzt werden. „Vielmehr ist anzunehmen, dass es sich hierbei um ein soziales Konstrukt handelt, das im Geschehen der Wissenschaft, im Alltag entworfen wird und entsteht.“ (S. 15) Diese Ausgangsthese bearbeitet Engler in drei vor allem quantitativ ungleichgewichtigen Teilen.

Im ersten Teil entwickelt die Autorin in vier Kapiteln den theoretischen und methodologischen Rahmen für ihre empirische Untersuchung. Zunächst kritisiert sie im ersten Kapitel zwei prominente Richtungen der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung: Das Verfahren des narrativen Interviews von Fritz Schütze setze immer schon ein autonomes ‚Ich‘ – des Beforschten und des Forschenden ‚Subjekts‘ – selbstverständlich voraus und konstruiere den gewonnenen Text als Leben. Die diese Richtung zurückweisende literaturtheoretisch argumentierende Strömung bringe hingegen die sprachliche Verfasstheit von Biographien und Lebensgeschichten ins Spiel und produziere einen Text ohne Leben. Beide Ansätze hinterließen eine Lücke zwischen dem befragten ‚Subjekt‘ und der ‚Sozialstruktur‘.

Engler plädiert im zweiten Kapitel mit Pierre Bourdieu für einen Abschied von dieser dualistischen Sichtweise. In Bourdieus Theorie der Praxis würde das ‚Subjekt‘ durch ‚AkteurInnen‘ ersetzt, die im Handeln ihre Subjektivität erst herstellten, Konstruktionsarbeit leisteten und ihre gesellschaftliche Praxis interpretierten. So betrachtet ist das Ich eine Folge sozialen Handelns und eine Konstruktion von AkteurInnen. Aufgabe der vorliegenden berufsbiographischen Analyse sei es, diesen Prozess am

Beispiel der Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit zu erforschen.

Im dritten ebenfalls methodologisch ausgerichteten Kapitel fragt Engler danach, *wie* es den ForscherInnen möglich ist, biographische Erzählungen zu verstehen, und *was* überhaupt verstanden werden soll. Die Autorin setzt sich kritisch mit der Beobachtung in der Systemtheorie Niklas Luhmanns und deren Weiterentwicklung durch Armin Nassehi auseinander und entwirft Verstehen mit Bourdieu als „realistische Konstruktion“ (S. 117ff.), in der Unterschiede ihren Ursprung nicht in einer Paradoxie, sondern in der sozialen Praxis der AkteurInnen hätten. Das Verstehen dieser Praxis beziehe „sich auf eine in Gegenständen, Handlungen und Äußerungen von AkteurInnen erfassbare und erfahrbare Welt“ (S. 120). Für soziologisches Verstehen braucht es nach Engler forschersiche Feldkompetenz, aber auch „einen Bruch mit dem eigenen (fernen) Standpunkt bei gleichzeitiger Beibehaltung der Erkenntnismittel, die sowohl diesen Bruch als auch einen objektivierenden Blick ermöglichen“ (S. 121). Dies sei wiederum die Voraussetzung, „um eine Nähe zu den Befragten herzustellen, die bedingt, sich gedanklich in die Lage zu versetzen, sich an den sozialen Ort zu begeben, um die Konstrukte zu verstehen, mit denen die Befragten ihre soziale Welt interpretieren“ (S. 121). Verstehen erfordere schließlich, die symbolische Gewalt des Forschungsprozesses methodisch und theoretisch zu reflektieren. Bedauerlicherweise lässt Engler offen, *wie* diese wissenschaftliche Reflexivität nach dem Abschied des ‚Subjekts‘ möglich ist.

Den Abschluss der theoretisch-methodologischen Überlegungen bildet eine Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Feld. Hierzu greift die Autorin zunächst auf Arbeiten des Wissenschaftssoziologen Robert K. Merton zurück. Originalität, das Hervorbringen des ‚Neuen‘, sei nach Merton das, was in der Wissenschaft zu Anerkennung und Hochschätzung führe und in subjektzentrierten Sichtweisen als persönliche Leistung bewertet würde. Im Anschluss an Bourdieu fragt Engler, wie das wissenschaftliche Feld funktioniert und wie es zu dem mit diesem Funktionieren des Feldes verbundenen Glauben, der *illusio* der AkteurInnen, kommt. Fünfzehn Leitfadeninterviews mit ProfessorInnen der Fächer Soziologie, Erziehungswissenschaft und Ingenieurwissenschaft (Elektrotechnik und Maschinenbau) beiderlei Geschlechts sollten darüber Aufschluss geben. Gemeinsam ist diesen Interviewten ihre Herkunft aus den alten Bundesländern und die Tatsache, dass sie sich in einer Phase

auf den langen Weg zur Professur eingelassen haben, in der sie aufgrund des abgeschlossenen Hochschulausbaus mit Schließungsprozessen konfrontiert waren und nach 1980 trotzdem ihre erste Professur erhielten.

Engler analysiert im zweiten und fast 300 Seiten umfassenden Teil der Studie schließlich nur die soziologischen und elektrotechnischen Werdegänge und wendet dafür die zuvor von ihr entwickelte Methodologie an: Die Rekonstruktionen von sechs Biographien (vier von Männern und zwei von Frauen) sind kurzweilig zu lesen, hätten jedoch in der Ausarbeitung erheblich kürzer gefasst werden können.

Im dritten und leider sehr knapp gehaltenen Teil der Arbeit bilanziert Engler, wie die soziale Welt der Wissenschaft funktioniert. Sie schlussfolgert im Einklang mit ihrer Ausgangsthese, dass die wissenschaftliche Persönlichkeit eine Folge von sozialen Praktiken im sozialen Feld sei. Diese Konstruktionsarbeit geschehe keineswegs „in Einsamkeit und Freiheit, sondern in Auseinandersetzungen mit anderen WissenschaftlerInnen in einem sozialen Spiel“ (S. 443). Damit wird die *illusio* des Feldes entzaubert, dass Wissenschaft von Persönlichkeiten gemacht werde, die herausragende wissenschaftliche Leistungen erbrächten. Die Anerkennung und Zuschreibung der wissenschaftlichen Persönlichkeit, einschließlich ihrer als herausragend konstruierten Leistungen und die Verhandlung ihrer Größe, wie auch das wissenschaftliche Feld seien also Produkt sozialer Spiele.

Engler nimmt in ihrer Studie einen methodologischen Blickwechsel von der einzelnen Person, ihrer sozialen Herkunft, ihrem Geschlecht, ihrem Fach, zum sozialen Gefüge vor, in dem der Professor oder die Professorin einzigartig ist. Welche Rolle kommt in dieser Sichtweise Strukturkategorien wie der sozialen Herkunft und dem Geschlecht zu? Gemäß der gängigen Vorstellung und der *illusio* vom wissenschaftlichen Feld spielen die soziale Herkunft im Selbstverständnis der untersuchten Professorinnen und Professoren in der Tat keine Rolle für die Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit, so die Autorin, denn diese Einflussgröße würde außerhalb des wissenschaftlichen Feldes generiert, weil wissenschaftliche Leistung qua Definition von sozialen Einflüssen frei sein müsse. Die Interpretin der untersuchten Biographien könne entgegen den Selbsteutungen der Befragten aber sehr wohl Spuren von herkunftsbezogenen sozialen Einflüssen in den einzelnen Werdegängen aufdecken. Damit ist eine Aussage über die Funktionsweise des Feldes zu einem bestimmten Zeitpunkt getroffen: Die befragten Professorinnen und Profes-

soren wollen ihren beruflichen Erfolg losgelöst von ihrer jeweiligen sozialen Herkunft verstanden wissen, unabhängig davon, *welcher* sozialen Herkunft sie sind. Wichtiger Bestandteil des Funktionierens des wissenschaftlichen Feldes sei der Glaube, dass soziale Einflüsse keine Bedeutung hätten, wenn es um die Beurteilung, Einschätzung und Anerkennung der wissenschaftlichen Arbeit und der wissenschaftlichen Persönlichkeit ginge.

Anders sieht es jedoch nach Engler für das Geschlecht aus: Die Geschichte der wissenschaftlichen Persönlichkeit sei eine Geschichte der Allianz von Wissenschaft und Männlichkeit. Die Vorstellung, dass es sich bei wissenschaftlichen Persönlichkeiten um Männer handele, werde besonders dann deutlich, wenn Frauen in das Wissenschaftsspiel eingebracht würden. Frauen seien von den sozialen Spielen unter Männern und damit von den Konkurrenzkämpfen um die Zuschreibung von Anerkennung im wissenschaftlichen Feld ausgeschlossen, nicht von der Wissenschaft selbst. Damit würde den Leistungen von Wissenschaftlerinnen auch nicht das Neue, Originelle, Eigene, Schöpferische zugeschrieben. Dieses Ausbleiben von Anerkennung ist nach Engler – anders als bei der sozialen Herkunft – ein wissenschaftsinterner Einfluss. „Damit unterscheidet sich die Kategorie Geschlecht von Einflussgrößen wie der sozialen Herkunft insofern, als mit dem Geschlecht Zuschreibungen verbunden sind oder im Falle von Frauen ausbleiben, die im wissenschaftlichen Feld selbst hergestellt werden.“ (S. 462)

Mit diesem Ergebnis würdigt Engler die Erträge der geschlechterkritischen Hochschul- und Wissenschaftsforschung, die die Wirkung der Kategorie Geschlecht im wissenschaftlichen Feld bereits gut dokumentiert hat. Die Rolle der sozialen Herkunft für wissenschaftliche Berufsbiographien wurde jedoch bisher kaum theoretisch und/oder empirisch analysiert. Damit zeigt Englers Studie weiteren Forschungsbedarf zu sozialstrukturellen Einflussfaktoren auf die Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf. Schade ist, dass die Würdigung der hochschul- und wissenschaftsbezogenen Frauen- und Geschlechterforschung und die Formulierung von weiteren Forschungsfragen nur implizit zwischen den Zeilen erfolgen.

Die Stärke von Englers Arbeit liegt in der methodologischen Rezeption des Ansatzes von Pierre Bourdieu und dessen Verwendung für die biographische Analyse und für sozialwissenschaftliches Verstehen. Offen bleibt jedoch, wie der von der Autorin mit Bourdieu angenommene „dis-

tanzierter Blick“ (S. 122ff.) und der „besondere Standpunkt“ (S. 131ff.) des bzw. der (erkennenden) Intellektuellen im Zusammenwirken von Struktur und Handlung begründet werden können, denn immerhin ist auch diese herausragende Positionierung im wissenschaftlichen Feld ein Produkt (sozial-)wissenschaftlicher Konstruktionsarbeit. Im Anschluss an standpunkttheoretische Epistemologien lässt sich aber schlussfolgern, dass diese durch das Geschlecht *und* die soziale Herkunft der Forscherin bzw. des Forschers geprägt ist. Anders ausgedrückt: Die Anwendung des von Bourdieu propagierten „distanzierten Blicks“ und der von ihm geforderten Reflexivität im Erkenntnisprozess hätte auch der theoretischen und methodologischen Auseinandersetzung mit Bourdieu gut getan, und so bleibt der Gesamteindruck zu dieser Studie schließlich ambivalent.

*Heike Kahlert (Rostock)*

**František Kavka/Josef Petrání (Hg.): A History of Charles University, 2 Bände. Karolinum, Prag 2001. 480 + 408 S., ISBN 80-246-0023-4, 150 US \$**

Die Geschichte von mehr als 650 Jahren der Prager Karls-Universität hat Gewicht. Dies gilt auch materiell für die seit kurzem vorliegende zweibändige englische Ausgabe, die in ihrer soliden, geradezu monumentalen Ausführung samt Schutzkarton mehr als fünf Kilogramm auf die Waage bringt. Genau zwei Dutzend Autoren sind mit Beiträgen in den Bänden vertreten. Das Werk ist eine in Teilen überarbeitete und ergänzte Übersetzung der tschechischen Ausgabe, die zum 650. „Geburtstag“ der Karls-Universität in vier Bänden in den Jahren 1995 bis 1998 erschien und deren Struktur sich auch in der englischen Version erhalten hat. Zu den Autoren zählen namhafte Experten auf dem Gebiet der Prager Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Leider fehlt jedoch am Ende der Bände ein Verzeichnis mit näheren Angaben über Autoren und Herausgeber, die für Leser ohne genauere Kenntnis der Prager Wissenschaftslandschaft von großem Wert wären.

Die Bände sind gediegen, geradezu prunkvoll ausgestattet, leinengebunden, mit Prägesiegel und zahlreichen Hochglanzbildern versehen, die die Prager Universität (fast ausschließlich) von ihrer besten Seite zei-